

auskommen, was sie hatte. Auch so würde sie das Herz oder wenigstens die Lunge durchbohren. Vielleicht hatte sie das bereits, der Mann rührte sich nicht mehr. Doch das mochte auch eine Täuschung sein.

Sie bewegte die Waffe in der Wunde hin und her, um zwischen den Rippen hindurchzukommen, und tatsächlich sank der geschliffene Stahl noch ein paar Fingerbreit tiefer ins Fleisch.

Das konnte niemand überleben.

Sie widerstand der Versuchung, dem verklingenden Lebenslied zu lauschen. Auch der Kampf war in diesem Land reine Hektik. Um sie herum wurde gefochten, gebrüllt, gestorben. Ihre Kameraden brauchten sie. Wo war Nantiangel?

Sie stand auf, setzte einen Fuß auf den Rücken des getöteten Kriegers und zog den Säbel heraus. Das Gefecht verlagerte sich, in ihrer unmittelbaren Umgebung lagen nur Tote auf dem Hang. Selo al'Ankhra führte die Mehrzahl der Tulamiden im Kampf um die Versorgungskarren des Feindes. Dort hatten sie die Oberhand, ein umgekipptes Gefährt nutzten sie als Deckung für die Bogenschützen.

Die Kaiserlichen dagegen sammelten sich um Erm Sen. Der schändliche Räuber besaß sogar die Unverfrorenheit, Selflanatil wie eine profane Waffe zu benutzen. Es schmerzte Lailaths Herz zu sehen, wie er das heilige Schwert schwang. Dass er es vielfach eleganter tat, als sie es je bei einem Menschen gesehen hatte, machte es noch schlimmer. Wieso griff Orima nicht ein? War es der Göttin etwa gleichgültig, dass man ihr heiliges Artefakt derart schändete? Hatte sie sich von den Elfen abgewandt, sodass die Shiannafeya ihr egal waren? War die Zeit der Unfruchtbarkeit nicht nur eine Prüfung, sondern das Ende? Verging Lailaths Volk wie verdunstendes Wasser in der Wüstensonne?

Nein! Sie würden Selflanatil zurückerobern und so beweisen, dass sie seiner würdig waren. Sie waren die Wächter, und sie würden ihre Aufgabe in unverbrüchlicher Treue erfüllen.

Schreiend rannte Lailath dem Räuber entgegen, der sich mit den Seinen umgab und die Tulamiden auseinandertrieb, die den Kamelreitern den Weg hinab zum Fluss versperrten. Er war nicht nur ein hervorragender Fechter, sondern auch ein fähiger Anführer, wie Lailath widerwillig eingestand. Erm Sen ordnete die Kamelreiter so, dass sie wie ein Keil in die Tulamiden drangen. Sie konzentrierten ihre Kraft auf einen Punkt in der Schlachtlinie, sodass ihnen dort nichts entgegenzusetzen war. Zugleich preschte ein anderer Trupp an der linken Flanke vor und nahm Lailaths Verbündete in die Zange. Panik brach aus, und bevor Lailath den Ort des Geschehens erreichte, flohen die Tulamiden bereits, obwohl sie den etwa fünfzig Reitern an Kop fzahl deutlich überlegen waren. Die Kaiserlichen setzten den Weg zum Fluss fort, wo Lailath einige Fähren als eckige Schattenrisse auf dem Wasser ausmachte.

Vor die Wahl gestellt, sich neu zu ordnen und den kampfstarken Gegnern nachzusetzen oder sich zu den Versorgungswagen zu begeben, wo die anderen bereits begannen, die

Truhen aufzubrechen und die Beute aufzuteilen, entschieden sich die Tulamiden für Letzteres. Nur einer blieb zurück und folgte den Reitern, wobei er eine Hand auf den Bauch presste, aus dem zwei Pfeile ragten.

Lailath erkannte ihren Bruder sofort, er war verschleiert wie sie, während die Tulamiden zwar Kopftücher trugen, aber die Gesichter frei ließen. »Nantiangel!« Sie lief auf ihn zu.

Doch zwei Nachzügler der Kaiserlichen preschten mit eingelegten Lanzen heran.

»Nein!«, schrie sie. »Nantiangel! Hinter dir!«

Ihr Bruder hörte sie und wandte sich um, erkannte die Gefahr und hob sein Schwert. Aber wie sollte eine Klinge zwei Lanzen parieren?

Alles in ihr bäumte sich dagegen auf, dass er aufgespießt werden könnte. Sie verfolgten eine heilige Mission, und jetzt sollten sie an diesen Rosenohren scheitern, die taub für die Melodien der Welt waren, die noch nicht einmal ahnten, welchen Frevel ihr Anführer beging? Das war eine unerträgliche Ungerechtigkeit!

Lailath schrie ihren Schmerz, ihren Zorn hinaus. Mit ihrem ganzen Wesen wollte sie den Tod ihres Bruders verhindern, den Angriff ablenken.

Ihr Wunsch wurde zu einem Gesang, und die Melodien ihrer beiden Stimmen drangen in das Erz, das auch in diesen Bergen unter all dem wimmelnden Leben lag. Es antwortete auf ihr Flehen, stieg empor. Die Erde zitterte, ein Wall warf sich auf. Er nahm von Lailath seinen Ausgang und schoss zwischen den Reitern und Nantiangel in die Höhe. Es sah aus, als grübe eine riesige Maus ihren Gang in festem Boden nahe der Oberfläche.

Zwar war der Aufwurf nur einen halben Schritt hoch, aber das reichte, um die Kamele aus dem Tritt zu bringen. Die Lanzen verfehlten ihr Ziel. Nantiangels Hieb dagegen riss einen Reiter aus dem Sattel.

Sein Kamerad wendete, doch bevor er erneut anreiten konnte, köpfte Nantiangel den gefallenen Gegner, und Lailath sprang an seine Seite. Gemeinsam erwarteten sie den Angriff.

Mit einem Schrei des Unwillens riss der Kaiserliche das Kamel wieder Richtung Fluss und folgte seinen Kameraden.

»Hinterher!«, verlangte Nantiangel. »Wir müssen ... Selflanatil ...«

Seine Knie gaben nach. Neben dem Erschlagenen sank er zu Boden. Er ließ sein Schwert fallen und drückte beide Hände neben den Pfeilen auf seinen Bauch.

Lailath kniete sich hin und bettete sein Haupt auf ihre Oberschenkel. Unten am Fluss erreichten die Kamelreiter die Fähren. Erm Sen schien das Gefecht nicht fortsetzen zu wollen.

Ringsum stöhnten die Verwundeten. Viele von ihnen würden noch in dieser Nacht sterben. Aber nicht Lailaths Bruder!

»Die Pfeile müssen raus. Sie zerreißen dir die Gedärme.« Sie zog ihr Messer, um die Geschosse freizuschneiden.

Nantiangel hielt ihre Hand zurück. Erst jetzt sah sie, dass sein linker Unterarm völlig zerrissen war.

Erschrocken schrie sie auf. »Was war das?«

»Ich war so nah«, flüsterte Nantiangel. »Keine zwei Schritte haben mich von Selflanatil getrennt. Aber dann kam dieser Wolf ... Er hat mich angesprungen.«

Auch Lailath hatte das Raubtier gesehen. Es war riesig, beinahe wie ein Löwe. Sie stellte sich vor, wie die Zähne in den Arm ihres Bruders gedrungen waren ... Er hatte Glück, dass er seine Hand nicht verloren hatte.

»Trotzdem, erst die Pfeile«, meinte sie.

»Nein, du musst ... Selflanatil ...«

Sie sah hinunter zum Fluss. Dort trafen sich jetzt einige Kaiserliche mit Tulamiden, aber sie kämpften nicht. Offenbar tauschten sie Gefangene aus, Verwundete wahrscheinlich und die Bauern aus den abgebrannten Hütten. Erm Sen stand inmitten seiner Krieger.

»Nicht heute Nacht«, flüsterte sie mit Tränen in den Augen.

Zischend atmete Nantiangel ein, als sie die Pfeile aus seinem Leib schnitt. Sie sang einen Heilzauber. Es fiel ihr schwer, der Lärm dieses Landes lenkte sie ab. Ständig verlor sie die Melodie, die ihren Wunsch, Adern und Fleisch mögen wieder zusammenwachsen, mit dem Lied der Umgebung und der magischen Kraft verbinden sollte. Und auch vom Gedanken an Selflanatil konnte sie sich nicht freimachen. Eigentlich sollte sie sich auf ihren Bruder konzentrieren, aber immer wieder glitt ihr Blick den Hang hinunter zum Fluss, den die mit Menschen und Kamelen beladenen Fähren jetzt überquerten.

Ihr Zauber blieb unvollkommen. Nantiangels Wunden bluteten nicht mehr, aber sie schmerzten noch, und er war so schwach, dass er sich auf sie stützen musste, um zu den erbeuteten Karren zu gehen.

Selo al'Ankhra und seine Leute waren bester Laune. »Ihr habt hervorragend gekämpft!«, rief er den Geschwistern entgegen. Jedenfalls glaubte Lailath, das zu verstehen. Die Sprache der Rosenohren war ihr noch immer fremd. Selo half ihr, Nantiangel auf einen Felsen zu setzen, und plapperte dabei davon, dass sie Helden seien. Er wollte wissen, wie viele sie erschlagen hatten. Zehn? Fünfzehn?

»Ich weiß nicht, wie viele Lieder heute Nacht unter unseren Klängen verstummt sind.« Lailath musste sich konzentrieren, um sich die Worte in der Menschengsprache zurechtzulegen. »Erm Sen ist uns entkommen, das ist alles, was zählt.«

»Nein.« Selo erinnerte sie eher an einen Schakal als an einen Löwen. Seine Ohren waren groß, das Kinn spitz, die Augen huschten unablässig umher, sie waren ebenso unruhig wie dieses Land. Er sprach von einem großen Sieg, zeigte auf die erbeuteten Truhen voll Silber und forderte sie auf, sich ihren Anteil zu nehmen.

»Wieso ist das wichtig?«

Selo lachte. Er setzte an, ihr auf die Schulter zu schlagen, überlegte es sich dann aber

anders. »Manchmal erscheint ihr mir wirklich wie Geister«, sagte er so langsam, dass Lailath ihn gut verstand. »Nicht von dieser Welt. Das hier«, er zeigte auf die Truhen, »ist die Soldkasse des Kamelkorps. Erm Sen wird sehr wütend sein, wenn er merkt, dass wir sie erbeutet haben.«

Lailath versicherte sich, dass Nantiangel ohne ihre Hilfe sitzen konnte, stand auf, nahm ein paar der Silberscheiben, die die Tulamiden »Münzen« nannten, und ließ sie zurückfallen. Ihr Klang war hell und leblos, ohne jede Schönheit. »Was nützt das?«

»Man braucht Silbertaler, um Krieg zu führen ...« Selo sah sie an wie ein Hund, der überlegte, wie er einen Knochen stibitzen könnte. »Das versteht ihr nicht. Aber ihr seid trotzdem hervorragende Kämpfer.«

Lailath sah hinunter zum Fluss. Die ersten Fähren erreichten das gegenüberliegende Ufer. »Wir müssen ihn verfolgen.«

»Über den Bosquir?« Energisch schüttelte Selo den Kopf. »O Tochter der Einfalt! Ohne uns!«

Lailath überlegte, ob sie ihn hier und jetzt töten sollte. Seine Feigheit widerte sie an, und der Verrat schmeckte gallig in ihrem Mund. Sie hatten gekämpft, wie er es gesagt hatte. Selo hatte bekommen, was er wollte, das sah sie an seinem selbstgefälligen Grinsen. Aber Nantiangel und Lailath sollten leer ausgehen.

Natürlich hatten sie ihm nichts von Selflanatil erzählt. Die Schande der Shiannafeya ging ihn nichts an. Aber die Vereinbarung lautete, dass er sie zu Erm Sen brachte, damit sie ihn erschlagen konnten. Doch er hatte seine Truppen mit einem anderen Ziel geführt. Einem Ziel, das sie wohl alle von vornherein im Sinn gehabt hatten, wie Lailath jetzt erkannte. Deswegen hatten sie auch die Höfe niedergebrannt und die Bauern gefangen genommen. Bestimmt gehörten sie zu jenen, die sie vorhin ausgetauscht hatten, und Erm Sen hatte zugestimmt, die Kampfhandlungen zu beenden, um die Schutzlosen zu retten. Er war ein schändlicher Räuber, und dennoch war er mehr wert als diese Tulamiden.

Sicher hätte Lailath Selo töten können. Aber was hätte das gebracht? Die anderen Rosenohren hätten sie in Stücke gehackt, und Nantiangel wohl auch. Ohne ihr Ziel erreicht zu haben, würden sie zu Sand zerfallen. Lailath schauderte.

Nein, sie wollte hier nicht sterben. Vor allem nicht so sinnlos.

Konnten sie die Verfolgung allein fortsetzen?

Nachdenklich musterte sie den Fluss. So viel Wasser ... in einem unablässigen Strom wälzte es sich dahin. Wie tief es wohl war?

»Ist das Land jenseits des Flusses ebenso laut wie hier?«, fragte sie.

Selo lachte auf. »Ich bin zwar nicht sicher, was du meinst, aber dort leben noch mehr Menschen mit ihrem Vieh.« Dann sprach er wieder schneller, und Lailath verstand nicht mehr alles. Es ging um Punin, diese Stadt, zu der Erm Sen unterwegs war. Er reiste wohl oft dorthin, um seine Einheit zu verstärken. Die Rosenohren waren in vielerlei Hinsicht seltsam. Menschen wie Erm Sen sorgten nicht für ihren eigenen Lebensunterhalt, das

taten andere. Erm Sen war ein Krieger, sonst nichts. Er schützte sein Volk und kämpfte gegen andere Völker. Seine Leute ernährten und kleideten ihn und seine Untergebenen dafür, und auch das hing irgendwie mit den Silbertälern zusammen. In Punin jedenfalls lebten viele Menschen, Zehntausende, behauptete Selo, aber er übertrieb oft. Die wenigsten von ihnen waren Krieger, aber eine Steinmauer umgab die Stadt, und es gab dort viele Häuser, ebenfalls aus Stein. Man drängte sich in engen Gassen und lebte dicht beieinander.

Schon der Gedanke an den Lärm, der dort herrschen musste, ließ Lailath zittern. Noch nicht einmal in Kei Urdhasa errichteten die Shiannafeya feste Bauwerke, immer hatte Lailath in Zelten gewohnt. Dieses ganze Land nördlich der Berge ... es war gegen sie! Es wollte ihre Niederlage, und jetzt, da Erm Sen ihnen entwischt war, lachte es die Elfen aus. Es verhöhnte sie, weil sie hier fremd waren. In Punin wäre es sicher noch schlimmer, sie würden sofort auffallen. Weder kannten sie die Sitten jenes Ortes, noch die Sprache, die man dort sprach, denn die unterschied sich von der Zunge der Tulamiden. Zehntausende Menschen ... wie sollte sie den Räuber unter so vielen finden? Und sie alle waren die Freunde Erm Sens.

Die Aussichtslosigkeit ihres Vorhabens schnürte Lailath die Kehle zu. Die Tulamiden hätten Erm Sen hier stellen müssen, vor dem Fluss. Lailaths Faust schloss sich um den Säbel.

»Die Kaiserlichen werden diese Niederlage nicht auf sich sitzen lassen«, sagte Selo langsam und verständlich. »Sie werden das Silber zurückwollen. Kehrt mit uns heim in die Wüste.«

Stöhnend krümmte sich Nantiangel.

Sofort hockte Lailath sich neben ihn. »Hast du Schmerzen?«

»Es geht schon.«

Nein, erkannte Lailath, es ging nicht. Nicht in diesem Land, nicht in dieser Nacht.

Sie presste die Zähne aufeinander.

Sie verachtete Selo, aber dennoch hatte er recht: Sicher waren sie nur in der Wüste. Dort könnten sie ergründen, was falsch gelaufen war, wirklich verstehen, wieso Erm Sen ihnen entwischt war. Sie hatten ihn gesehen, seine Melodie gehört und die seiner Krieger. Dieses Wissen mussten sie nutzen. In der Wüste würden sie zu ihrer Stärke zurückfinden, Nantiangels Wunde würde heilen. Sie würden bessere Verbündete als Selo gewinnen, und wenn sich die nicht finden ließen, würden sie einen Plan entwickeln, wie sie Selflanatil ohne fremde Hilfe zurückerlangen würden.

Noch einmal blickte Lailath über den Fluss. Von den Fähren war nichts mehr zu erkennen, man hatte sie wohl an das andere Ufer gezogen. Das hier war das Land der Kaiserlichen.

Aber die Wüste ... niemand kannte die Melodien der Wüste so gut wie die Shiannafeya. Immer war Erm Sen dorthin zurückgekehrt, und beim nächsten Mal würden